(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 38. Dienstag den 14. Februar 1899

„Edelleute, Bürger und Gefolge“.

Ein Kapitel über die Theater-Statisterie.

Von **Camilla Heyden.**

(Nachdruck verboten.)

Die Statisterie — das ist eiu kurzes Wort (wenigstens verglichen mit jenen „Kettenbrückenworten“, die Mark Twain ganz hoffnungslos als Beispiele unserer Muttersprache anführt) aber es bedeutet ein langes Leiden. Die Statisterie ist die Verzweiflung des Regisseurs der Spott des Publikums, das ewige Objekt des Tadels der Kritiker. So viel ich weiß, giebt es nur eine Menschenklasse, für die die Statisterie etwas Ideales und Begehrenswerthes bedeutet: die der jungen Kunstenthusiasten, die in der Mitwirkung in der Statisterie die einzige Möglichkeit sehen, die geheiligten Bretter, die für sie eine schönere Welt bedeuten, betreten. Sonst aber ist die Statisterie für die mit ihr arbeiten, nur eine Quelle unerschöpflichen Verdrusses. Und doch ist sie eine Nothwendigkeit, ja ein wichtiger Bestandtheil des Theaterorganismus von dem mehr als einmal der Erfolg wichtiger Scenen oder entscheidender Akte abhängt.

In den „guten alten Zeiten“ war das anders. Da hatte man noch nicht vergessen, daß die Theatervorstellung sich doch immer im Charakter eines Spiels halten müsse, wenn sie nicht ihre Grenzen überschreiten solle, und daß sie daher nur Andeutungen, Symbole der Wirklichkeit zu geben habe. Da brauchte man denn keine Massenkomparserie; ein paar fechtende Gruppen symbolisirten eine Schlacht, ein halbes Dutzend Bürger die Volksversammlung und die geschäftige Phantasie des Publikums machten aus ihnen ein kämpfendes Heer und eine tobende Masse. Doch die Zeit ward realistisch und verlangte das Sein statt des Scheins, die Realität statt der Andeutung das glänzende Schauspiel statt des die Phantasie anregenden Symbols. Schon Iffland hat ja den Krönungszug in der „Jungfrau“ mit einem dazumal unerhörten Reichthume an Personal in Scene gesetzt. Seit damals hat sich die Quantität der Theater-Statisterie immer weiter vermehrt. Einen rechten Gebrauch von ihr zu machen, haben indeß erst die Meininger und zwar mit großem Erfolge versucht. In ihrer Darstellung wirkten der 3. Akt des „Julius Cäsar“ oder die Kürassierscene in „Wallenstein's Tod“ (Akt 3) wie etwas ganz Neues. Der todte Organismus der Statisterie hatte Leben erhalten; die Perspektive auf ganz neue Bühnen-Wirkungen eröffnete sich. Aber es hat sich die damals entstandene Hoffnung auf eine wesentliche Bereicherung und Vertiefung der Leistungen des Theater in den Massen- und Ensemblescenen bisher nicht verwirklicht. Während der Stil der modernen Bühnen in Allem sonst über die Meiningerei hinausgewachsen ist, steht sie in der Handhabung uud Verwendung der Statisterie noch heute wesentlich auf dem Meininger Standpunkte. Dieser Stillstand ist nur erklärlich, wenn man von den Schwierigkeiten der Gestaltung von Ensemblescenen eine klare Vorstellung hat.

* * *

Geht z. B. der burleske Hochzeitszug des Petrucchio (in der „Widerspenstigen Zähmung“) über die Bühne, so erscheint die damit zu lösende scenische Aufgabe dem Publikum gewiß sehr einfach. Und doch — von wie viel sorglich zu beachtenden Umständen hängt das Gelingen ab! Da ist die Distanz der Theilnehmer des Aufzuges richtig zu bemessen, da er, wenn sie in zu weiten Zwischenräumen einander folgen, sich stets — auch bei Aufwendung zahlreichen Personals — dürftig ausnehmen wird, während er, wenn er zu dicht arrangirt ist, sich nicht entwickeln kann und daher ohne den beabsichtigten Eindruck vorübergeht. Um die Stimmung des Uebermüthigen uud Parodistischen zu erzielen, genügt es nicht, daß die Statisten ihre Ach's! und Oh's! ausrufen und in unbegreiflichen Erregungen ihre Arme durch die Luft werfen, sondern jedem muß gewissenmaßen ein eigener Charakter, eine kleine Rolle zugewiesen werden. Der Lärm will richtig bemessen sein, der Vorgang nicht stimmungslos und damit er wieder nicht wüst wirke. Und endlich haben alle Theilnehmer des Zuges zum Schlusse eine bestimmte Stellung einzunehmen, die für bekannte folgende lustige Scene zwischen Petrucchio, seiner jungen Braut und seinen Hochzeitsgästen erforderlich ist, und daß diese Stellungnahme sich ungezwungen korrekt und zweckmäßig vollziehe, daß Jeder auf seinen richtigen Platz kommt und doch der Evolution nichts Angelerntes anhafte, — wie unsäglich viel Mühe und Verdruß bereitet das! Immer wieder ertönt des Regisseurs „Zurück!“ und „Noch einmal!“ und mit jedem Male werden die Betheiligten müder und lustloser, und schließlich muß der Regisseur doch schließen, ohne fertig zu sein, und muß es gehen lassen, „wie's Gott gefällt.“

Freilich ist gerade die hier berührte Aufgabe eine besonders schwere, weil die darin zu erzeugende Simmung nur durch das selbstständige und verständige Eingreifen jedes Einzelnen zu erzielen ist. Und als Individuum — das ist eine Regel — ist der Statist unmöglich: wo er in der Masse wirken kann, ist er brauchbarer. Darum sind die großen Massenscenen, die das Publikum so sehr bewundert und für so viel schwerer hält, technisch leichter. Will man eine bewegte Masse bei Antonius Rede oder im polnischen Reichstag („Demetrius“) erzielen, so kann man durch eine gute Organisation der Statisterie unter einigen Führern viel erreichen. Die Voraussetzung bleibt freilich auch hier Proben, viel Proben. Sonst würde denn doch die schlagwortmäßig eintretende Erregung des römischen Populus, das jäh sich erhebende Murmeln der edlen Polen und die plötzliche Ensemblewuth gar zu nackt in Erscheinung treten. Die Meininger scheuten es denn auch nicht, Dutzende und aber Dutzende von Proben solcher Scenen abzuhalten, bis den Statisten ihre Rollen ganz mechanisch festsaßen. Denn das ist das zu erreichende Ziel, und nicht etwa die Belebung der Masse. Temperament und individuelles Leben in die Statisterie zu bringen — das versucht der ideale Stürmer und Dränger, der das Theater reformiren will; der erfahrene Theatermann sorgt nüchtern dafür, daß alles möglichst gut „klappt“, und siehe — der „Banauso“ schneidet am Abend der Vorstellung weit besser ab, als der ideale Künstler, und nur in seinem Werke findet Kritik und Publikum Leben und Bewegung, während das Werk jenes Anfängers Unordnung und Unsicherheit zeigen wird.

* * *

Uebrigens ist es auch keineswegs so leicht, ein guter Statist zu sein. Die Schwierigkeit liegt darin, daß das Individuum in der Masse aufgehen und doch wieder etwas Selbstständiges und Charakteristisches vorstellen muß. Wenn die jungen Herren Studenten, die es für einen so leichten Spaß halten zu stottern, zum ersten Male in dem Glanze der Fußlappen stecken, pflegen sie plötzlich ihre Unbefangenheit zu verlieren, stocksteif zu werden, und mit Noth und Mühe erinnern sie sich noch der Stichworte und Anweisungen, deren Befolgung ihnen auf der Probe gar so einfach erschien. Haben sie dann ihr kleines Lampenfieber überwunden, und die Empfindung gewonnen, daß vielleicht doch nicht das ganze Publikum auf sie und auf sie ganz allein, seine Blicke geheftet hält, dann bemächtigt sich ihrer wieder ein gewisser Uebermuth und sie spielen ihre „Rolle“ mit einem Eifer und Neigung zu charakteristischer Gestaltung, daß sie sich aus dem Ensemble in ungehöriger Weise herauszuheben beginnen und einen mehr oder minder deutlichen Wink mit dem Zaunpfahle bekommen müssen, sich gütigst zu menagieren. Würde man die Statisterie einmal aus lauter Künstlern zusammensetzen, so würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach derselben Neigung verfallen, ihre Rollen zu individuell auszugestalten, und sie würden so die Massenwirkung. auf der die Ensemblescenen vorzugsweise beruhen, unwillkürlich beeinträchtigen.

Derlei Gefahren ist nun freilich der erfahrene und berufsmäßige Statist nicht ausgesetzt. Dafür ist er auch allen Bemühungen, die Leistungen der Statisterie zu verbessern uud zu vertiefen, unzugänglich. Wie sollte er auch nicht? Ein ziemlich schlecht bezahltes, im Theater zu allem Möglichen verwandtes Mitglied des Chors, ist er längst ein todtes Inventarstück geworden, das seine Arbeit maschinenmäßig verrichtet und so wenig wie die Maschine Verständniß für Neuerungen hat. Andere wieder wirken im Chore und „im Nebenamte“ und bethätigen sich sonst vielleicht — an der Nähmaschine oder in der Theaterwaschküche als nützliche Mitglieder der menschlichen und theatralischen Gesellschaft. Und nun sollen diese wackeren Leute die hocharistokratische Gesellschaft im Salon des Marquis X. vorstellen oder, mit Renaissance-Gewändern behängt, beim Maskenfeste der Capulet's als Venedigs Patrizier fungieren. Da sehen sie denn im trüben Zwielichte der Theaterprobe gar kläglich aus, und nur der freundlich verschönernde Schimmer der Theaterlampen vermag die fragwürdigen Gestalten einigermaßen zu retten. Uebrigens giebt es auch unter den Statisten Ausnahmen, — solche, denen die gütige Natur die beneidenswerthe Würde des Auftretens geschenkt hat, oder solche, die sich eines charakteristischen und beweglichen Gesichtes erfreuen und daher stets gute Bürger (wenn auch nicht im Sinne der hohen Staatsregierung) abgeben. Diese Würdigen spielen dann natürlich als Edelleute, Bürger und Gefolge immer wieder ihre wichtige Rolle und fühlen sich denn auch nach Gebühr als „Stützen der (Theater-) Gesellschaft.“

Eine gründliche Besserung der mißlichen Statistenverhältnisse wäre natürlich nur dadurch zu erreichen, daß jedes Theater sich eine Schaar tüchtiger, für diesen Beruf eigens vorgebildeter Statisten hielte. Doch gesetzt auch den Fall, daß sich für diese Wirksamkeit wirklich eine ausreichende Zahl wirklich intelligenter Personen fände, so müßten sie dann auch ausreichend bezahlt werden; und das würde eine Erhöhung des Gegenetats bedeuten, auf die selbst die großen Hoftheater nicht eingehen könnten. So bleibt es denn dabei, daß an allen Hof- und Stattheatern der Opernchor den Kern der Statisterie bildet, und welche schauspielerischen Anforderungen man an diese Schaar stellt, ist sattsam bekannt. Aber die armen Leute können auch gar nicht dazu kommen, ihre Aufgaben ein wenig individueller zu erfassen, wenn die bunten und ermüdenden Durcheinander jeden Tag etwas Anderes, heut unstätige Raubritter, morgen Pizarros schmachtende Gefangene, dann galante Cavaliere à la Louis XIV, und wieder freie Römer zu agieren haben. Da giebt es denn bald für sie nicht mehr Rollen und Charaktere, sondern nur „Empörung“, „Murren“. „Begeisterung“ und wie die mechanischen Schlagworte alle lauten. Darum hat das Theater auf dem Gebiete der Statisterie seit einem Vierteljahrhundert kaum Fortschritte gemacht, und der Realismus, der die treueste Wirklichkeit auf der Bühne erscheinen lassen will, findet seine Grenze an den geduldigen, müden, vielgeplagten, unzugänglichen armen Wesen, die man Statisten nennt.

Frauenleben auf Samoa.

Von **Paul Haake.**

(Nachdruck verboten.)

Die Töchter Samoa's sind von den Einen als wahre Huldinnen gefeiert, von Andern erheblich ungünstiger geschildert worden. Diese Verschiedenheit der Urtheile erklärt sich leicht je nach dem Standpunkte der Reisenden. Wer nach europäischem Maßstabe in den Samoanerinnen Venusse zu finden erwartet, muß sich nothwendig enttäuscht finden. Auch die schönste Samoanerin, hat ein Reisender in diesem Sinne ganz treffend gesagt, würde immer nur mit einem hübschen deutschen Bauernmädchen verglichen werden können; und vorzugsweise ist es der wenig vergeistigte Gesichtsausdruck und die gewöhnlich grobe Bildung von Mund und Nase, die bei diesem Eindrucke ausschlaggebend sind. Dennoch fehlt es auch dem Gesicht der Samoamädchen keineswegs an Reizen. Wie frisch lachen hinter den geöffneten Lippen zwei Reihen tadelloser weißer Zähne hervor! Eine große Schönheit liegt ferner bei der Mehrzahl der Samoanerinnen in ihren Augen, in diesen großen, schwarzen, fröhlichen, leuchtenden Augen, deren Glanz über so manchen Mangel leicht hinwegtäuscht und schon mehr als ein Europäerherz bestrickt hat. Die Hautfarbe der Samoaerinnen ist kaum dunkler, als die der südeuropäischen Bäuerinnen, ihr Haar pflegen sie ganz kurz geschnitten zu tragen und durch Kalken zu bleichen; und es macht solch ein dunkles Gesicht mit seinen leuchtenden Augen, umgeben von einem Kranze weißlicher Haare, einen pikanten und keineswegs reizlosen Eindruck.

Die Hauptschönheit der Samoanerinnen aber besteht in ihrem Wuchse. Sie sind freilich nur von Mittelgröße, aber ihre Gestalt ist überaus ebenmäßig, geschmeidig, und in allen Bewegungen anmuthig. Besonders bei den Häuptlingsfrauen verbindet sich damit eine tadellose Haltung und ein auffallend stattlicher Gang. Nicht eingezwängt in enge drückende Kleider, hat sich der Körper dieser Naturkinder ungehemmt und frei entfalten und sich organisch und schön auswachsen können. Behält man dies im Auge, so wird man es leicht verstehen, daß so mancher Europäer mit hoher Ueberraschung und aufrichtigem Entzücken auf die jugendlich-frische Gestalt blickte, die ihm mit blitzenden Augen und fröhlichem Lachen die frische Milch der Kokosnuß präsentirte. Dazu kommt der eigenthümliche Zauber der Kiudlichkeit und Natürlichkeit, der allen Samoanerinnen nachgerühmt werden muß. In der Inselwelt der Südsee genießt denn die Samoanerin auch einen großen Ruf um ihrer Schönheit willen. „Sie ist so schön wie die eine Frau von Monono,“ rühmen die Tonga- und Fidschiinsulaner einem Mädchen nach, und ihre Häuptlingsfamilien suchen für die Söhne vornehme Samoanerinnen als Gattinnen zu erlangen.

Auf diesen glücklichen Inseln, auf denen dem Menschen alles was er zum Leben braucht, ohne viel Dazuthun seinerseits gewissermaßen in den Mund wächst, ist die Frau nie zu dem Arbeitsthiere erniedrigt worden, als das wir sie bei so vielen anderen Naturvölkern antreffen. Vielmehr genießt sie hier einen hohen Grad von Freiheit und Selbstständigkeit. Durch die Sitte gehütet, wandert sie allein weit durch das Land, geht, wohin sie mag und wagt sich ungescheut unter das fremde Schiffsvolk. Wenig Arbeit wird von ihr verlangt. Sie begleitet die Männer auf dem Fischfange, sie fährt mit ihnen aufs Meer hinaus und erleichtert ihnen die Ruderarbeit durch weichen Gesang, sie schmückt das Haus des Häuptlings, wenn er ein Gelage geben will, mit Laub und Blumen. Eigentliche Feldarbeit ist überhaupt wenig genug zu leisten, und auch das Hauswesen stellt nur geringe Anforderungen. Eines der Hauptgeschäfte der Frau im Hause ist die Bereitung des in Samoa so beliebten Nationalgetränks, der Kawa. Zu diesem Zwecke kauen sie die Stücke der Wurzel von piper methysticum, nachdem sie sich vorher den Mund ausgespült haben, so lange, bis sie zu einem Brei geworden sind den sie dann in eine Schüssel ausspeien und unter Zusatz von Wasser längere Zeit kneten und schließlich durchsieben. Auch die Weberei der allgemein geschätzten Matten (Tapa) ist Frauenwerk, und manche Samoanerinnen lassen sich sogar dazu herab, die Wäsche der Fremden zu waschen, wobei sie dann den Ehrgeiz haben, sie so steif wiederzubringen, daß man die einzelnen Stücke fest auf den Boden stellen kann.

Bei so bequemen Lebensumständen ist eine sorglose Heiterkeit der Hauptzug der Samoanerinnen geworden. Von des Lebens dunklen Seiten sehen sie nur wenig. Zu Scherzen und Späßen sind sie immer aufgelegt. Als die Musiker unserer deutschen Korvette „Ariadne,“ eben auf den Schultern anderer Matrosen durch die leichte Brandung zum Boote getragen wurden, erfolgte ein allgemeiner Angriff der lustigen braunen Mädchen auf sie. Sie liefen ihnen ins Wasser nach, zwickten die Reiter in die Beine, theilten zarte Schläge aus und beschenkten die Verfolgten schließlich mit ihren Blumen. Ein ander Mal, als der Kapitän des deutschen Schiffes, B. von Werner, sich eben in der Herberge auf sein Nachtlager ausgestreckt hatte, flogen plötzlich alle Vorhänge des Hauses in die Höhe, an die zwanzig Mädchen stürzten mit Fackeln hinein, durchkreuzten ihn „wie Feuerwerksfrösche“ — und waren im Nu wieder verschwunden. Mag dem Europäer manchmal ein derartiger Mädchenscherz ein wenig gewagt erscheinen, so muß man sich daran erinnern, daß das Wort „naturale non est turpe“ für die samoanische Anschauungswelt im weitesten Umfange Geltung hat und die ausgelassenen Samoanerinnen voll der harmlosesten Naivetät sind. Dafür hat der erwähnte Seeoffizier ein überaus charakteristisches Beispiel erlebt. Die 17jährige Samoanerin Lolle sah einmal, wie er versuchte, das Kratzen der ihm als Kopfkissen untergeschobenen Matte auf alle Weise zu beseitigen oder zu mildern. Kurz entschlossen kam sie heran, entfernte die Matte und legte Werners Kopf auf ihr Knie. Alles Sträuben half nichts, ein bis zwei Stunden lang leistete Lolle diesen Liebesdienst. Dabei darf man keineswegs denken, daß unter den Samoanerinnen ausgelassene Sitten herrschen, vielmehr fällt stets ein gewisser feiner Ton auf, der das ganze samoanische Gesellschaftsleben kennzeichnet und auch an dem Betragen der Frauen und Mädchen deutlich wahrnehmbar ist.

Manche Reisende haben die angeblich auf Samoa allgemeine Sittenlosigkeit in grellen Zügen geschildert, und so viel ist wahr, daß die Samoanerin als ein echtes Naturkind keine Schranke kennt, wenn sie liebt. Aber auch nur dann. Weigern die Eltern oder die Häuptlinge sie dem geliebten Manne, der um sie wirbt, so läuft sie wohl einfach davon und dem Manne ihrer Neigung zu. Doch kommt es auch vor, daß über sie verfügt wird, ohne daß eine Neigung ihrerseits vorläge. In der Liebe vermag die sonst so sanfte Samoanerin selbst kriegerisch zu werden, und es

kommt vor, daß zwei eifersüchtige Frauen um einen Mann thätlich aneinander gerathen. Der Mann selbst bleibt dabei ganz aus dem Spiel, und die Besiegte läßt sich fortab nicht mehr blicken. Im Allgemeinen herrscht auf Samoa jetzt Monogamie, nur die Häuptlinge behalten sich das Recht der Polygamie vor, von dem sie hauptsächlich dann Gebrauch machen, wenn sie, bevor sie zu ihrer Würde gelangten, ein Mädchen aus niedrigem Stande geehelicht halten und nun den Wunsch nach einer standesgemäßen Heirath haben. Die Frau, die sie verstoßen, ist übel daran, da sie sich nicht weiter verheirathen darf und doch nicht mehr als die Frau des Häuptlings gehalten wird. Ihre einzige Zuflucht ist dann, als Wirthin in einem Fale-tale oder öffentlichen Gasthause zu fungiren, was dann freilich eine zweideutige Stellung ist. Das Eindringen des Christenthums hat natürlich auch auf Samoa so manche Aenderungen in Brauch und Sitte veranlaßt und unter anderem die jungen Samoaner auch gelehrt, dem Gegenstande ihrer Neigung, dem sie früher ihre Gefühle nur durch Freunde zu übermitteln pflegten, in Liebesbriefen sich zu offenbaren. Solch' einen samoanischen Liebesbrief hat Pritchard mitgetheilt: „Dies ist mein Brief an dich, Saema, Ich Tuliau. Sehr groß ist meine Liebe zu Dir. Sehr groß ist mein Verlangen nach Dir. Dies ist mein Brief an Dich, Saema. Dich zu fragen, ob Du mein Weib werden willst." Dieser Brief ist ohne Zweifel sehr primitiv, enthält aber doch alles, was zur Sache nöthig ist und ist für Saema sicherlich nicht minder beredt, als die wortreichste Liebesepistel für unsere Damen.

Der fröhliche und liebeswürdige Charakter der Samoanerinnen spricht sich auch in ihrem Schmucke aus, bei dem sie Laubgewinde und Blumen bevorzugen, die sie mit einem natürlichen Geschmack zu verwenden wissen. Ihre Kleidung beschränkt sich in der Hauptsache auf das Lava-Lava, eiuen Lendenschurz; die wenigen zum Christenthum übergetretenen Frauen bekleiden wohl, wenn sie in die Stadt kommen, Brust und Rücken bis zu den Hüften mit einem Stück Zeug, doch legen sie die fremde Kleidung gern so bald als möglich wieder ab. Auch paßt diese Gewandung nicht für diese Frauen, die frei und ungebunden durchs Land streifen und stets bereit sind, sich lustig in die See zu werfen, mit der sie von Kind auf vertraut sind, und dort sich tüchtig zu tummeln. Der europäische Besucher ist oft nicht wenig erstaunt, sieht er ein paar ausgelassene Samoanerinnen plötzlich aus ihrem Boote ins Meer fallen; ehe er sich aber noch von seinem Schrecken erholt hat, tauchen die Mädchen prustend und lachend wieder aus dem Wasser auf, und bald sitzen sie wieder sicher in ihrem Canoe. Es war ein Scherz, denn sie da verübten. Mit großem Eifer sind die samoanischen Mädchen bei ihren Tänzen, von denen manche für den europäischen Geschmack nicht recht genießbar sind. Tritt aber eine wahrhaft schöne Samoanerin, schön gewachsen, von adliger Haltung, anmuthig in allen Bewegungen, umstrahlt vom Liebreize der Jugend, in den Kreis und wiegt in rythmischen Bewegungen den Körper voller Grazie und naiver Würde nach dem Takte, so ist das ein Schauspiel, das jedes schönheitsfrohe Auge entzücken muß.

Im Allgemeinen kann man der Samoanerin das Zeugniß ausstellen, daß ihre Eigenschaften echt weiblich sind. Sie ist von sanftem Charakter, aufopferungsfähig, anschmiegsam und einschmeichelnd, liebebedürftig und häuslich veranlagt. Gewöhnlich ziert die Mädchen jene sanfte Stimme, die Shakespeare als daß Köstlichste am Weibe preist. Höhere geistige Interessen haben sie bisher wenigstens nicht: des Lebens Freuden, Liebe, Tanz und Musik, Scherz unb Fest, daneben ein kleines Theil Arbeit — das füllt ihr Dasein aus. Die Samoanerinnen, die von Weißen geheirathet worden sind, haben eine geradezu rührende Hingebung an ihre Gatten gezeigt und sich tadellos treu erwiesen. Wer sein Ideal nur nach dem bildet, was wir europäische Kultur nennen, der wird an Samoa's naiven, leichfüßigen ausgelassenen Mädchen vielleicht wenig Geschmack finden, wie denn manche Europäerinnen in Apia den Samoanerinnen, die in ihre lebhaft an Mutter Eva's Mode erinnernden Tracht erscheinen, ihr Haus streng verschließen. Wer aber Sinn hat für Naturkinder, deren Leib und Seele unverbildet die ganze Frische der Schöpfung, die ganze Kindlichkeit freien Naturlebens zeigt, der wird die Samoanerinnen immer wieder vor sich sehen — lachend, behende, zärtlich und dabei von einer gewissen natürlichen Vornehmheit.

Vermischtes.

Anekdoten vom Kaiser. Der Kaiser ist im intimen Kreise oft von ungezwungenstem Humor. Eiuer der jungen Edelleute, welcher als Kaiserpage Gelegenheit hatten so manches Bonmot zu hören, erzählt im „Lok. Anz.", der Monarch habe vor einigen Jahren an seinem Geburtstage eben im Familienkreise allerhand Scherz getrieben, zum Ergötzen der jungen Prinzen, als ihm gemeldet wurde, es sei nun Zeit zum Empfange und zur Festtafel. „Hörst Du?" rief hierauf Kaiser Wilhelm seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, zu. „jetzt müssen wir uns zusammennehmen, jetzt müssen wir regieren!" Einanderer Ausspruch knüpft sich auch an das jetzt in Berlin ausgestellte Kaiserporträt von Arthur Ferraris. Als der Maler einmal noch früh am Morgen in Potsdam einzelne Details des Bildes arbeitete, war der Kaiser inzwischen in einem anderen Raume des Schlosses in Regierungsgeschäfte vertieft. Nach mehrstündiger Arbeit erklärte der Monarch dem Kinkler er sei nun bereit, ihm zu sitzen. „Majestät überbürden sich". meiute Ferroris, erstaunt, daß der angestrengten Arbeit nun noch unvermittelt die Sitzung folgen sollte. „Mais", erwiderte der Kaiser, „je suis payé pour cela" („Aber dafür bin ich doch bezahlt.")

Für die Redaktion verantwortlich, Karl Frank, Thorn.

2. Ziehung der 2. Klasse 200. Kgl. Preuß. Lotterie.

(Vom 10. bis 13. Februar 1899.) Nur die Gewinne über 110 Mk. sind den betreffenden Nummern in Klammern beigefügt. (Ohne Gewähr.)

11. Februar 1899, vormittags.

99 203 38 386 94 411 653 79 784 915 77 **1**021 87 342 481 601 741 55 866 **2**227 48 [150] 368 599 740 71 **3**038 40 65 189 305 467 70 72 573 652 56 797 **4**230 33 483 508 79 677 837 990 **5**399 [150] 437 549 879 84 931 53 **6**029 143 368 422 97 584 647 87 749 889 **7**001 47 133 56 70 304 507 610 720 88 868 950 **8**121 51 563 675 98 785 913 **9**028 73 112 49 [150] 397 478 [200] 686 736 53 907 45

10098 128 601 788 97 807 **11**230 677 760 820 96 **12**264 339 413 655 888 980 **13**046 55 103 204 14 57 358 834 39 92 910 21 91 [150] **14**039 191 233 93 316 447 83 623 52 705 95 877 80 [150] 962 **15**085 135 78 281 355 498 553 610 50 823 971 **16**220 321 39 83 496 524 88 675 724 925 40 86 **17**056 519 32 866 930 **18**020 164 210 331 641 45 98 710 832 58 86 93 970 [illegible]

[illegible]

554 672 706 60 849 **99**141 369 444 690 778

100042 112 73 258 77 [200] 561 664 930 **101**094 233 386 467 [150] 79 879 98 961 **102**096 132 217 318 730 850 946 **103**141 314 21 599 605 877 **104**026 179 370 614 88 96 732 958 68 **105**299 333 413 90 513 662 94 743 49 978 **106**131 41 45 67 251 400 517 50 630 94 **107**277 434 523 636 760 895 982 **108**026 59 64 138 308 457 978 **109**047 66 [500] 274 345 67 447 93 685 778 96

[illegible]

2. Ziehung der 2. Klasse 200. Kgl. Preuß. Lotterie.

(Vom 10. bis 13. Februar 1899.) Nur die Gewinne über 110 Mk. sind den betreffenden Nummern in Klammern beigefügt. (Ohne Gewähr.)

11. Februar 1899, nachmittags.

108 221 311 52 484 508 [150] 743 46 53 905 94 **1**257 394 497 901 11 92 **2**104 21 327 603 20 83 721 24 828 45 **3**024 313 40 451 636 80 704 823 28 **4**404 81 753 948 **5**017 54 589 812 21 59 93 94 **6**035 37 154 501 40 611 [150] 93 715 22 29 850 69 945 **7**111 202 649 905 **8**065 70 144 204 312 46 64 539 667 772 960 96 **9**107 33 243 75 344 68 88 447 903 77 [200]

10326 68 86 418 84 513 835 **11**029 45 139 57 235 301 41 83 680 726 895 910 **12**012 183 377 431 32 39 817 83 916 62 83 97 [150] **13**011 218 377 475 683 762 84 89 967 81 **14**050 56 143 87 359 818 900 29 [150] 53 82 **15**133 309 20 71 414 587 622 777 842 58 **16**033 153 333 74 445 634 [illegible]

[illegible]

89 **104**014 202 467 758 82 898 932 55 56 89 **105**023 80 106 [illegible] 431 65 536 67 619 34 36 44 66 90 **106**019 45 119 52 233 482 [150] 508 619 923 **107**149 78 349 65 92 470 617 63 734 862 **108**072 104 [150] 13 99 350 504 47 73 693 761 69 817 **109**120 [200] 310 23 29 482 527 650 774 810 11

110084 347 502 96 736 866 95 **111**115 236 75 685 727 **112**047 49 188 97 281 313 454 527 719 [150] 821 **113**102 356 676 83 712 33 964

[illegible]

220020 71 318 80 830 941 **221**028 258 69 79 308 63 528 54 80 702 4 897 **222**059 116 22 260 72 316 34 38 407 36 74 547 685 714 916 **223**140 69 386 89 431 88 91 501 86 92 615 77 795 **224**052 129 506 81 601 40 62 **225**026 60 365 437 551 93 607

Im Gewinnrade verblieben: 1 Gewinn zu 45000 Mk. 1 zu 10000 Mk., 1 zu 3000 Mk., 1 zu 1000 Mk. 8 zu 500 Mk.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.